

## **Wiedersehen nach zwei Jahrzehnten**

### **Schwieriger Start für Flüchtlinge, die in den Südsudan zurückkehren**

*Von Rainer Lang*

Zwei Frauen liegen sich weinend in den Armen. Wiedersehen nach 20 Jahren. Um sie herum herrscht hektischer Betrieb am Hafenkai. Über ein Megaphon ruft eine krächzend laute Stimme die Ankömmlinge auf, sich zu registrieren. In der südsudanesischen Hauptstadt Juba sind gerade 1500 Flüchtlinge aus dem Norden mit dem Schiff angekommen – so wie Tausende in den Wochen zuvor.

Die Flüchtlinge kommen mit vielen Hoffnungen. Clement Sebit Avuruako ist einer von ihnen: Der 73-Jährige ehemalige Lehrer will beim Neuanfang mithelfen. Am 9. Juli 2011 wird der Südsudan unabhängig – nach einem halben Jahrhundert Bürgerkrieg.

Zwei Wochen waren die Rückkehrer auf dem Nil unterwegs, zusammengepfercht auf einem Schiff. Zuvor mussten sie in der Stadt Kosti anderthalb Monate auf den Weitertransport in den Süden warten, wie Lucia Marangan berichtet. Die Südsudanerin musste schon vor 40 Jahren aus Juba in den Nordsudan fliehen. Von 1955 bis 2005 herrschte fast ununterbrochen Bürgerkrieg. Nur zehn Jahre Frieden – von 1972 bis 1983 – lagen dazwischen.

Lucias Tochter Lydia hat im Norden geheiratet und inzwischen Kinder und ein Enkelkind. Lydias Mann Agostino hat im Norden gearbeitet. Jetzt ist er wie so viele andere Rückkehrer arbeitslos. Die elfköpfige Familie will in Juba bleiben. Aber wo sie unterkommen wird, weiß Lydia noch nicht. „Das Leben hier wird sehr schwierig werden“, sagt sie und fügt hinzu: „Ich bin Gott dankbar, dass wir im eigenen Land sind und Hilfsorganisationen uns unterstützen“.

Schon einige Monate früher ist Joseph Ali Ruben von Khartum nach Juba gekommen. Ihm war es wichtig, an dem Referendum im Januar zur Unabhängigkeit des Südsudans teilzunehmen. „Gott sei Dank, dass ich das erleben darf“, sagt der 47-Jährige immer wieder. Ein Vierteljahrhundert hat Joseph im Nordsudan verbracht und dort vor allem für Hilfsorganisationen in der Krisenprovinz Darfur und in der Hauptstadt Khartum gearbeitet.

„Wir haben so viel durchgemacht“, sagt Joseph und berichtet, dass das Leben unter den Arabern nicht einfach gewesen sei. „In Darfur haben sie uns aus dem Süden als Sklaven

angesehen, die auf Eseln reiten“, sagt Joseph. „Da haben wir manchmal gedacht, dass es den Menschen, die im Busch kämpfen, besser geht“, fügt er hinzu.

Der Neubeginn in Juba ist nicht einfach. Die Familie ist inzwischen nachgekommen. Sie lebt wie viele andere in einem neuen Viertel am Rande Jubas auf einem von der Gemeinde zugewiesenen Grundstück in provisorisch angelegten Hütten, geplagt von Ungeziefer. „Jede Nacht jagen wir Mäuse und Ratten“, sagt Joseph, der trotzdem glücklich ist, endlich im eigenen Land leben zu können. Das beteuern auch die anderen Rückkehrer. Sie sind froh, endlich in ihrem Staat leben zu können.

Joseph hat noch Glück gehabt. Er gehört zu den wenigen Rückkehrern, die eine Anstellung gefunden haben – er arbeitet bei der Diakonie Katastrophenhilfe, die seit Jahren die Menschen im Südsudan unterstützt. Das evangelische Hilfswerk baut Schulen und Brunnen, verteilt Saatgut und Werkzeuge und trägt die Gesundheitsversorgung in der Region von Rumbek.

Weil Joseph der einzige in der elfköpfigen Familie mit einem Verdienst ist, müssen sich die Rückkehrer stark einschränken. Josephs Frau hatte in Khartum einen Friseursalon. Jetzt baut sie vor der Hütte Gemüse an, damit die Kinder genug zu essen haben. Der Nachwuchs muss jetzt die fünf Kilometer zur Schule laufen, weil die Fahrtkosten zu hoch sind.

Joseph weiß nicht, wie er die Lebenshaltungskosten bestreiten soll. „Die Preise in Juba steigen jeden Tag“, sagt er. Die Stadt, die aus einem Hüttendorf plötzlich zur Hauptstadt eines neuen Staates wird, verändert sich rasant. Geschäftsleute geben sich hier die Klinke in die Hand, sie alle wollen vom Erdöl profitieren. 80 Prozent der sudanesischen Erdölvorkommen sind im Süden. Chinesen bauen Straßen und einen neuen Flughafen. Ein neues Regierungsviertel entsteht. Immer mehr Menschen drängen nach Juba und suchen dort ihr Glück.

Doch immer noch gibt es viele der traditionellen Rundhütten. Aus ihren Dörfern Vertriebene hausen oft in Elendsvierteln, aus denen sie immer wieder vertrieben werden. Bulldozer walzen in der Innenstadt die in den vergangenen Jahren illegal entstandenen Hüttensiedlungen nieder, um Platz für repräsentative Gebäude zu machen. Trotz gegenteiliger Beteuerungen der Behörden wissen die Menschen nicht wohin.

Und überall wacht auf den Straßen Sicherheitspersonal in zivil. Die Angst sitzt tief, dass irgendjemand dem neuen Staat schaden will. Nach einem halben Jahrhundert Krieg und Unterdrückung ist das verständlich. Zurückgeblieben ist ein Land mit völlig zerstörter Infrastruktur, zwei Millionen Toten und vier Millionen Vertriebenen. Joseph will nur eines – endlich Frieden.